

ROOT LEEB  
HERO

IMPRESSIONEN EINER FAMILIE

ROMAN

ars vivendi

ROOT LEEB

# HERO

IMPRESSIONEN EINER FAMILIE

ROMAN

ars vivendi

Originalausgabe

1. Auflage August 2012  
© 2012 by ars vivendi verlag  
GmbH & Co. KG, Cadolzburg  
Alle Rechte vorbehalten  
[www.arsvivendi.com](http://www.arsvivendi.com)

Lektorat: Dr. Felicitas Igel  
Umschlaggestaltung: Philipp Starke, Hamburg,  
unter Verwendung eines Bildes von  
© plainpicture/Millennium/Charlie Bonallack  
Druck: cpi, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-86913-175-7

Die Personen dieses Romans sind frei erfunden.  
Sollten sie Lebenden ähneln, so sind diese selbst schuld.

für  
Ken Saro-Wiwa,  
von dem ich einen Namen,  
& für Samuel Beckett,  
von dem ich ein Gesicht  
geliehen habe.  
Und für S.,  
von dem ich mir nichts leihen muss

Murieron otros, pero ello aconteció en el pasado, que es la estación (nadie lo ignora) mas propicia ala muerte. Es possible que yo, [...] muera como tuvieron que morir las rosas y Aristóteles?

Andere sterben, doch dies geschah in der Vergangenheit, der (alle wissen es) günstigsten Zeit für den Tod. Ist es möglich, dass ich [...] sterbe, wie die Rosen, wie Aristoteles sterben mussten?

*Almoqtatir El Maghrebi (12. Jahrhundert)*

Doch ich sterb erst als Legende  
an dem Tag an dem ich ende  
gehe ich von dieser Welt  
dann will ich sterben wie ein Held  
wie ein Held  
wie ein Held  
dann will ich sterben wie ein Held

*Ex Nör Säx («Sterben wie ein Held«)*

HINAUS

Sterben ist nicht lustig, es macht Angst. Dem, der stirbt, und denen, die zuschauen. Es ist wie russisches Roulette, man weiß, dass es knallt, aber man weiß nicht, wann.

Die Luft flirrt. Ein kleiner glitzernder Fisch dreht sich direkt vor mir immer wieder um die eigene Achse.

In dem Fall bin ich diejenige, die zuschaut. Und der stirbt, ist Hero Wieland, mein Vater. Er spielt den Helden, tut so, als ob er nicht wüsste, oder wenn doch, als ob es ihm nichts ausmachen würde. Aber er ist kein guter Schauspieler. Und Held ist er auch keiner. Ich will weglaufen, doch es gelingt mir nicht.

Auch der kleine Fisch hier scheint zu sterben. Kurz treibt er mit dem Bauch nach oben, schnellt mit einem Satz wieder herum und bleibt reglos dicht unter der Wasseroberfläche stehen. Sieht aus, als ob er lacht. Und die nächsten Sprünge sehen aus, als ob er tanzt. Aber dann landet er wieder seitlich, fast auf dem Rücken, und treibt, diesmal beängstigend lang, mit dem Bauch nach oben. Die Sonne, selbst weißgolden, lässt ihn silbern aufblitzen.

Er schafft es noch einmal, dreht sich und verharrt ohne Bewegung. Das Meer ist ruhig und spielt leise mit Flossen und Kiemen. Ich stehe bis zum Bauch im Wasser und warte. Es ist kein Schwarm in der Nähe, er ist allein. Hat nur mich.

Bei Hero sind es viele, die zuschauen. Die Mutter, Geschwister, deren Männer und Frauen und Kinder. Und all die anderen, mit denen er zu tun hat. Er geht noch täglich in seine Firma, hat also auch da sein Publikum.

Ich glaube, jeder sieht etwas anderes. Manche schauen auch gar nicht richtig hin, wie mein ältester Bruder Walter zum Beispiel.

Und ich nehme an, dass Hero es weiß. Dass es nicht mehr lange dauert. Obwohl er so redet und sich so verhält, als hätte er noch viel vor sich. Weil Hero es also nicht sieht, oder vorgibt, es nicht zu sehen, schwanken auch wir hin und her, sind unentschieden. Als ob wir etwas entscheiden könnten. Niemand wird uns fragen.



In seinem Fall ist Sterben eigentlich keine Tragödie. Dafür ist er schon zu alt. Siebzig. Wir, seine Nachkommen, leben alle, er musste also niemandem von uns ins Grab schauen, und es hat vielleicht seine Richtigkeit, dass er als Ältester zuerst geht. So wie es in Ordnung war, dass Tante Josepha, seine Tante, nicht unsere, mit fast neunzig gegangen ist. Kurz nach seinem Geburtstag, den sie noch mitgefeiert hat, in Begleitung ihrer Tochter Klara, die meine Lieblingstante ist. Denn weil es ein runder Geburtstag war, gab es ein richtig großes Fest. Mit allen. Wir sind das, was man gemeinhin als Großfamilie bezeichnet, ein Wunschtraum meines Vaters. Nach seiner Vorstellung und mit historischem Vorbild. Die Sippe, die Sicherheit gewährt, und je zahlreicher ihre Mitglieder, desto größer der Schutz und die Sicherheit. Er hätte damals wohl besser sein Studium als Historiker abschließen sollen, statt die Firma *Baustoff Wieland* zu übernehmen und einmal angelesene Irrtümer für immer zu behalten. Und noch schlimmer, sein Leben darauf aufzubauen. So sind wir also fünf Geschwister geworden, alle verheiratet und selbst schon wieder Eltern – bis auf mich und meinen Bruder Johannes, der das gerade erledigt. Dazu gibt es jede Menge Onkel und Tanten und Cousins und Cousinen, alle jedoch mütterlicherseits, der Vater war Einzelkind. Was vielleicht seine Sehnsucht nach einer richtig großen Familie erklärt.

Wie ich da hineingeraten bin, ist mir schleierhaft.

Nur ein Brief, den mir Josepha hinterlassen und Klara vor Kurzem gegeben hat, erklärt einiges.

Der Fisch schwimmt jetzt direkt vor mir. Es könnte eine Meeräsche sein. *Cefalo* heißt sie hier. Sie beginnt wieder, sich zu drehen. Biegt sich zu einem Halbkreis und schnalzt mit einem schmatzenden Geräusch aus dem Wasser. Beim Zurückfallen taucht sie tief unter, fast bis vor meine Knie. Ich bewege mich nicht. Sie tänzelt. Die Sonne dringt noch nicht so weit nach unten, sie legt mit flachem Strahl ein schmales gelbgrünes Dreieck ins Wasser, darunter ist es blaugrün und klar. Wie die Luft jetzt so früh am Morgen. Der Sprachkurs beginnt erst um neun. Davor heilige Zeit. Die Luft ist wie Seide, kühl und geschmeidig, mittags wird sie zu schwerem Samt. Das liegt an der

hohen Luftfeuchtigkeit hier. *Afoso*, schwül. Wenn ich nach Deutschland zurückkomme, werde ich so gut Italienisch können, dass ich einen Kurs überspringen kann. Mindestens.

Ich bin froh, nicht zur Hochzeit meines Bruders gefahren, nein, geflogen zu sein. Nach Mallorca. Alle anderen sind jetzt dort. Die ganze Familie, sogar Hero, obwohl er krank ist. Eine Hochzeit in Palma de Mallorca. Das Mindeste, was Johannes seiner neuen Errungenschaft bieten muss. Cleo, die mit ihrem amerikanischen Breitmaulakzent und gewölbten Bauch an einen Frosch erinnert. Nur die Farbe stimmt nicht. Die Haut ist zu weiß.

Der Fisch kommt wieder hoch. Sehr langsam, als ob er von etwas angesaugt würde. Liegt seitlich, als ob ein Kind ihn ins Bett bringen und zudecken wollte. Verletzt ist er nicht. Vielleicht krank. Oder zu alt. Fischen sieht man das nicht an. Jetzt berührt er die Oberfläche und wird, wie gegen seinen Willen, mit einem Ruck auf den Bauch gedreht. Und da bleibt er. Eine silberne Schuppe auf dem leicht gekräuselten Wasser.

Mir ist kalt. Ich tauche bis zum Hals ins Wasser und schwimme in großem Bogen an ihm vorbei hinaus ins offene Meer.

Es ist eine Sache, auf dem Rücken liegend in der Weite des Meeres Pläne zu schmieden, und eine andere, dann zu Hause vor der Schrankwand, auf den Sitzpolstern der Regionalzüge oder in Klaras alten Gartenmöbeln genau das zu sagen, was ich mir vorgenommen habe.

Gute Vorsätze wachsen hier am Meer in verwirrender Geschwindigkeit und Zahl. Auch nachts. Sie überlagern sich, manche werden dabei gelöscht, andere mutieren zu Wachträumen mit fantastischen Variationen. In denen Ken, der Mann, der vor wenigen Monaten in mein Leben, das heißt, erst einmal in meinen Zug gestiegen ist, die von mir für ihn ausgedachten Rollen spielt.

Vielleicht liegt dieses Flirren der Gedanken daran, dass ich alleine hier bin. Die einzige Ablenkung bietet der Sprachkurs. Die restliche Zeit bleibt zum Grübeln. Ich muss vieles ändern.

Zuerst mit Klara. Als Tochter von Josepha war sie mir nie alt erschienen, erst jetzt, seit Josepha tot ist. Eine Frau mit abgearbeiteten

Händen, gütigem Gesicht und Beinen, die aussehen, als seien sie Säulen aus fein geädertem Marmor. Weiß, mit unzähligen blauroten Linien. Seit sie mir nach der Beerdigung den Brief von Josepha gegeben hat, ist mir einiges klarer. Ich werde mich mehr um sie kümmern. Weil sie alleine lebt, wenn auch anders als ich.

Noch ist Sommer, ich werde sie besuchen, und wir werden wieder, wie vor meiner Abreise, Erdbeerkuchen essen. Nein, die Zeit dafür wird vorbei sein, bis ich zurückkomme, vielleicht Aprikosenkuchen. Wir werden nicht über Geld sprechen, sondern über uns. Ich will sie verstehen, und ich will, dass sie versteht, warum ich nicht zu dieser Familie gehören will. Außerdem werde ich ihre Gartenmöbel abschleifen und frisch streichen.

Die Sonne steht schon eine Handbreit über der Hügelkette hinter dem Dorf. Ich sollte zurück. Um mich aufzuwärmen, boxe ich wild ins Wasser, bis es schäumt und brodelte. Auch um mir Mut zu machen. Die Pläne für diesen neuen Mann sind kompliziert. Ich kenne ihn nicht gut genug. Ich weiß, dass er Ken heißt. Wir haben bis jetzt nur die gemeinsamen Zugfahrten auf dem Weg zur Arbeit von Neuburg nach Bernstadt. Er steigt in Walldorf zu. Und sucht mich, das geht schon drei Monate so. Eine halbe Stunde gemeinsamer Fahrt. Vielleicht riecht er, dass ich alleine bin. Ich will mit ihm schlafen (ausgerechnet ich). Dabei ist er mir doch fremd. Ein schwarzer Mann aus Nigeria, der gerne lacht. Obwohl er einiges hinter sich zu haben scheint. Hat erzählt, er habe vor ein paar Jahren seine Frau verloren, durch einen Unfall. Und auch die Kinder in gewisser Weise. Die haben überlebt, sind aber zurück nach Nigeria, zu den Großeltern. Er hat etwas sehr Gütiges und gleichzeitig Strenges. Und Augen, die in mich hineinsehen, ganz tief. Ich weiß nicht, was er sieht.

Ich tauche. Mit offenen Augen. Hero. Diesmal lasse ich mich nicht von der Schrankwand in seinem Arbeitszimmer einschüchtern. *Propyläen Weltgeschichte*, das ganze oberste Regal. Der Raum wird erdrückt davon. Darunter, Rücken an Rücken, Bände von Tacitus, Sueton und Velleius Paterculus und andere Werke über die römische Geschichte, dann Mittelalter und auf Augenhöhe die Gegenwart,

nach 1945. Neben *Der Untergang des Abendlandes* etwas zurückgesetzt eine verblasste Schwarz-Weiß-Aufnahme in schlichtem Silberrahmen. Heros Vater. Die Mutter nirgends zu sehen. Beide waren schon tot, als ich zur Welt kam. Darunter zwei Schranktüren, abschließbar, mit Cognac, Whisky, Obstschnäpsen und den dazugehörigen, auf Hochglanz polierten Gläsern im oberen Fach. Wie ich es immer gefürchtet habe, in dieses Büro gerufen zu werden. Das Herrenzimmer. Wir Kinder hatten da nichts zu suchen. Außer uns Strafpredigten abzuholen.

Ich brauche dringend Luft, schieße nach oben. Meine Kondition war auch schon mal besser. Auf dem Rücken liegen hilft – gegen fast alles. Meine Ängste, die Panik, das Grauen können mir hier nichts anhaben. Hier gibt es keinen Cthulhu, keinen Satan, keine Schwärme, die mich in die Tiefe ziehen, keine unappetitlichen Wesen, die an mir Rache nehmen wollen, wofür auch immer.

Ich war nicht direkt schlecht in der Schule. Aber auf eine Weise verträumt und abwesend, dass es einige Lehrer zur Weißglut brachte. Und die riefen dann bei Agnes an. Man wendet sich erst an die Mutter. Die gab weiter an Hero, und der übernahm. Standpauke vor der Schrankwand.

Aber jetzt werde ich reden.

Eine Qualle! Da noch eine! Haben mich aber nicht erwischt. Gibt eine Menge Lungenquallen dieses Jahr. Zwar keine gefährliche Art, aber unangenehm wie Brennesseln.

Ihn fragen, warum sie mir verheimlicht haben, dass ich mein erstes Jahr bei Josepha und Klara verbracht habe. Ich will aus seinem Mund hören, warum sie mich weggegeben haben. Josepha hat geschrieben, dass sie nicht darüber mit mir sprechen sollte. Warum? Und wie gibt man ein Neugeborenes an andere? Für ein ganzes Jahr. Und behauptet dann, dass man immer alle Kinder gleich geliebt habe.

Über das Internat brauchen wir nicht mehr zu reden. Wenigstens in diesem Punkt herrschte Gerechtigkeit. Jeder von uns musste für fünf Jahre in so ein Gefängnis. Wir haben lange gehadert und gestritten deshalb. Jetzt könnten wir Frieden schließen.

Hoffentlich reicht die Zeit, um alles zu besprechen. Die anderen haben sicher auch noch ihre Themen. Und Agnes auch. Aber die

hatte ja die ganzen Jahre, so lange, wie die schon verheiratet sind. Jetzt sollen sie mich vorlassen. Mich kennt er am wenigsten.

Ich werde mich gut vorbereiten. Und dann werde ich ihn fragen, wie es ist, wenn man weiß, dass man stirbt. Ob er hofft, dass es schnell geht. Oder eher nicht. Aber vielleicht sollte ich damit noch warten.

Die Stranddusche ist ein Segen. Süßwasser direkt am Meer. Wenn ich mich beeile, kann ich noch einen Latte macchiato in der Bar an der Ecke trinken und trotzdem rechtzeitig da sein.

Mallorca war einfach eine Schnapsidee gewesen, in seinen Augen. Der Ventilator an der Decke surrt wie eine dicke Hummel und bringt dennoch kaum Kühlung. Hero liegt im Halbdunkel auf seiner Hälfte des Doppelbetts. Zum wiederholten Mal fragt er sich, warum ihm das passiert, warum sie ihm das antun und was er da erzogen hat. Fünf Kinder. Und keines so, dass er stolz darauf sein könnte. Der Schweiß steht ihm in kleinen Tropfen auf Nase und Oberlippe, auf Stirn und Brust beginnt er in flachen Rinnsalen zu fließen. Hero richtet sich auf, greift zum Telefon und bestellt an der Hotelrezeption eine große Flasche Mineralwasser. Dann schlüpft er in Hose und Hemd und wartet.

Die Älteste, Martha, seine große Hoffnung, und dann mit neunzehn ein uneheliches Kind, Annabelle. Von einem linken Ekel, Udo, der im Jahr darauf bei einem Autounfall ums Leben gekommen war. Gottlob. Mit diesem Kommunisten wäre Krieg in der Familie ausgebrochen. Stellte alles infrage, Sicherheit, Wohlstand und jegliche Art von Verpflichtung oder Verantwortung. Dabei war er selbst nur faul und voller Neid.

Aber der nächste Mann, den Martha sich ausgesucht hat, ist auch eine Zumutung. Andreas. Investmentberater, wirtschaftlich solide, aber ein kalter Rechner, der überall Streit anfängt.

Walter, der erste Sohn. Alles andere als ein Stammhalter. Lammfromm, um nicht zu sagen dumm. Und leider der Einzige, der für die Firma infrage kam. Oder andersherum: Leider kam nur die Firma für ihn infrage. Aber immerhin hat er eine richtige Familie, mit Frau und zwei Söhnen, von denen der jüngere den ersten Urenkel beschert hat. Allerdings mit einer Türkin als Mutter.

Die erste Urenkelin, Lena, war schon Jahre zuvor erschienen. Marthas Tochter Annabelle war mit siebzehn Mutter geworden und hatte mit diesem Kind alles durcheinandergebracht, die Familienverhältnisse sind seitdem unüberschaubar. Seine Urenkelin Lena ist älter als Kerstin, seine Enkelin, Marthas zweite Tochter.

Dann Nele. Seine, Heros, zweite Tochter. Ein Rätsel.

Es klopft. Hero steht auf und nimmt das Tablett mit der Wasserflasche und zwei Gläsern entgegen. Wenn wir durch die Klimaerwärmung in Deutschland demnächst auch so eine Hitze bekommen, na dann prost. Er gießt sich gleich ein Glas ein und leert es auf einen Zug.

Dann Johannes, der jetzt alles daransetzt, seine jüngste Schwester Tina mit dieser Hochzeit zu übertrumpfen. Sie hatte damals in Neuburg für Furore gesorgt. Hero denkt mit Schauern an die Eskorte von Motorradfahrern in silbernen Glitzeranzügen auf dem Weg zur Kirche und anschließend ins Hotel Bellevue. Trotz alldem war bei ihr und Jens aber noch ein gewisser Ernst zu spüren gewesen, es gab diese andere Dimension, etwas Verbindliches, ewig Gültiges, das er hier vermisst.

Als ob Neuburg für Johannes und Cleo nicht auch gut genug gewesen wäre. Eine Stadt mit geschichtlichem Hintergrund, Wasserläufe, die an Venedig erinnern, schöne Kulisse. Vor der Michaelskirche eine majestätische Außentreppe für ihren Auftritt. Aber vielleicht schämen sie sich doch wegen des Bauches, der nun wirklich nicht mehr zu übersehen ist. Anonym ist also besser. Und das heißt weit weg.

Und was in der Ferne gesprochen und versprochen wird, muss zu Hause ja nicht unbedingt gelten. Johannes hat das sicher mit einkalkuliert. Der Frauenheld. Und Cleo ist eigentlich eine dumme Gans. So also das hier. Gluthitze und trockene Luft. Und jede Menge aufgekrazter Leute.

Wie ihm das alles zuwider ist. Ohne dass er es verhindern kann, ziehen immer wieder fein verästelte Wege vor seinen Augen vorbei, jede Abzweigung markiert eine Entscheidung, die er treffen muss und die sein Leben folgenscher beeinflussen wird, das weiß er, genauso wie er weiß, dass er unzählige dieser folgenscheren Entscheidungen über viele Jahre hinweg bereits getroffen hat und dass deren Summe ihn jetzt in diese Situation gebracht hat: als Oberhaupt einer Großfamilie wieder einmal an einer oberflächlichen, von Eitelkeit und Ehrgeiz geprägten Feier teilnehmen zu müssen.

Er beschließt, ein bisschen zu schlafen. Der Flug hat ihn mitgenommen, und die kommenden Tage werden mit Sicherheit anstrengend.

Er liegt alleine, während die anderen draußen die Gegend erkunden. Agnes ist wie verwandelt. Aufgeblüht. Sie hat alle Reiseführer und Bildbände über Mallorca gelesen, deren sie habhaft werden konnte, hat sogar ein Video ausgeliehen und ist nur enttäuscht, weil Hero sich überhaupt nicht für die Insel zu interessieren scheint. Was er ja auch wirklich nicht tut. Er weiß, dass er nie wieder hierherkommen wird, und will diese Tage mit den Hochzeitsfeierlichkeiten nur hinter sich bringen. Außerdem ist er gekränkt, weil das Brautpaar mit der Wahl dieses Ortes eine gezielte Selektion vorgenommen hat. Klara, der eine Ablenkung nur gutgetan hätte, und die älteren Geschwister von Agnes haben sich die weite Reise nicht mehr zugemutet. Hier sind also überwiegend junge Leute. Aus seiner Sicht, die auch Walter und Martha mit einbezieht, die schon auf die fünfzig zugehen. Also auch von daher eine Schnapsidee, dieses Mallorca. Reine Zeit- und Geldverschwendung.

Hero nickt ein, träumt vom Herbarium an der Gewölbedecke von Sankt Michael, der Kirche, in der er als junger Mann Agnes zum Altar geführt hat. Der Orgelprospekt stammt noch aus der Spätrenaissance, und Agnes ist eine junge, quirlige Braut, zu aufgeregt, um sich den Ablauf der Zeremonie merken zu können, und fragt ihn immer wieder halblaut, wann sie denn endlich die Ringe bekämen.

Als Hero die Augen öffnet, ist Agnes alt. Fast genauso alt wie er. Sie streicht ihm über das schütterere, verschwitzte Haar und fragt besorgt, ob ihm nicht gut sei.

»Nein, nur die Hitze«, murmelt er.

»Aber du hast sie doch immer geliebt.«

Er zieht sie zu sich und rutscht zur Seite, um für sie Platz zu machen. Als sie neben ihm sitzt, sagt er: »Da war ich noch stark. Und du, liebst du mittlerweile das Meer?«

Es hat immer zwei Fraktionen in der Familie gegeben. Die Liebhaber der Berge und die des Meeres. Die Trennungslinie verlief zwischen Hero und Agnes und teilte die Kinder zwischen ihnen auf. Walter, Martha und Nele zum Meer und Johannes mit Tina zur Mutter und den Bergen. Ein einziges Mal waren sie getrennt gereist. Die



Bergwanderer waren verschnupft und enttäuscht nach verregneten Ferien zurückgekommen.

Ab da bestimmte Hero, wo es hinging. Immer ans Meer. Und nie in Hotels, schon gar nicht mit Halbpension, was Agnes versöhnt hätte. Nein, immer zu Fischern oder alten Leuten, die während des Sommers spärlich eingerichtete und nach Mottenkugeln riechende Zimmer vermieteten. Heros Plädoyer für das einfache Leben.

»Ja«, sagt sie, »hier gefällt mir das Meer. Weil die Berge auch da sind.«

»Und weil dein Liebling hier heiratet.«

Sie legt den Kopf schräg und schaut ihn prüfend an. »Fängst du schon wieder an?«

Hero erinnert sich an ein erst kurz zurückliegendes Mittagessen, während dessen sie sich einen ausufernden Streit geliefert hatten, in dem nach einem lange erprobten Muster Johannes, der Lieblingssohn der Mutter, gegen Martha, die von Hero bevorzugte Tochter, ins Feld geführt wurde. Hero hatte wie immer zu schnell gegessen, hatte an Johannes kein gutes Haar gelassen, und als er dann auch noch das Fleisch kritisierte, als zäh bezeichnete, war Agnes in Tränen ausgebrochen. Nach mehr als vierzig Jahren Ehe. Immer noch. Sie würde sich nicht mehr ändern.

Er legt seine Hand auf ihren Schoß, sucht ihre. »Nein. Tut mir leid.« Dann gähnt er und sagt: »Morgen werde ich mir alles anschauen. Jetzt bin ich zu müde.«

Sie fragt, ob sie bei ihm bleiben solle, aber er schickt sie zurück zu den anderen.

»Wir sehen uns dann später.« Sie drückt ihn noch einmal kurz. Und weg ist sie.

Hero geht ins Bad. Obwohl er ungeheuer viel trinkt, muss er kaum pinkeln. Früher wäre ihm so etwas nicht aufgefallen, aber jetzt beobachtet er jede Veränderung.

Seit seinem Geburtstag. Da hat es angefangen. Hat eingeschlagen wie ein Blitz. In der Herrentoilette eine schmale rote Blutschliere auf weißem Porzellan. Nur für einen Moment, wie eine Schimäre, dann war sie weggespült. Aber sofort überfiel ihn die Angst wie eine herab-

stürzende Betondecke. Er ahnte, was das bedeutete. Genau wissen wollte er es nicht. Deshalb der immer wieder hinausgeschobene Arztbesuch. Dann, nach Wochen, ein Dr. Bremer, Urologe.

Hero lässt sich kaltes Wasser, das er als lauwarm empfindet, über die Unterarme laufen und fährt sich mit den nassen Händen durchs Haar. Er hat hier jetzt alle Zeit der Welt, um in Ruhe zu überlegen, was er weiter machen will. Machen lassen will. Und was nicht. Auf jeden Fall geht er nicht mehr zu diesem Dr. Bremer.

Mit einer Krankheit ohne Namen lebt es sich leichter. Deshalb haben sie im Mittelalter verschleierte Namen benutzt, denkt er. Die »Besagte« für Gicht und »Die einen ergreift« für die Grippe. Man beobachtet sich nicht, wartet nicht auf Symptome, nimmt, was kommt, und alles ist möglich. Auch eine Spontanheilung. Auch ein Wunder.

*Nierenzellkarzinom* klingt nicht gut. Und so doppelzünftig, wie Dr. Bremer es ausgesprochen hat, doppelt bedrohlich.

Erst einlullen, nein, *kein Grund zur Beunruhigung, nein, wirklich nicht*, und dann eine martialische Attacke vorschlagen, Operation Wieland.

Hero geht zum Bett zurück und legt sich unter das weiße, gestärkte Laken, da ihn auf einmal fröstelt. Nach tagelangen Untersuchungen und einer Reihe von Fragen, von denen er den Verdacht hatte, dass sie lediglich der Erstellung einer Forschungsstatistik dienten, wie »Häufigkeit von Krebserkrankungen in der Familie, Einnahme von bestimmten Schmerzmitteln über einen bestimmten Zeitraum, Trinkgewohnheiten, Kontakt mit Petroleum oder Asbest ...«, das sind die, an die er sich jetzt noch erinnert, hatte der Doktor ihm triumphierend seinen Schlachtplan vorgestellt. Beginnen wollte er mit einer radikalen Eliminierung, sollte heißen, operativen Entfernung der rechten tumortragenden Niere mitsamt den umliegenden Lymphknoten. Im Anschluss wollte er eine Chemo-, Hormon- oder Strahlentherapie anwenden, eventuell kombiniert, je nachdem. An dieser Stelle hatte Hero ein leichter Schwindel ergriffen, und er hatte einen dringenden Termin erfunden, um die Praxis so schnell wie möglich verlassen zu können.

Hero lächelt in Gedanken an das entsetzte Gesicht des Arztes. »Aber ich bitte Sie, es geht um Ihr Leben.« Er war außer sich gewesen und hatte auf einmal ziemlich dumm ausgesehen.

»Genau deshalb«, murmelt Hero und ist das erste Mal seit seiner Ankunft froh, auf dieser Insel und in Sicherheit zu sein.

Aus der Ferne sieht man deutlicher. Und obwohl ich kurzsichtig bin und von allen Wielands am schlechtesten sehe, sieht es für mich nach Sterben aus. Anscheinend nur für mich. Hero sieht es noch nicht. Kann nicht oder will nicht. Und Agnes und die anderen haben tausend gute Ratschläge. Auf einmal sind sie alle Fachleute. Agnes war tatsächlich mal Krankenschwester, vor vierzig Jahren. Uns Kinder traktierte sie mit heißen Terpentin- und Kartoffelwickeln, Tinkturen und scheußlichen Tees, ein Arzt wurde nur im äußersten Notfall hinzugezogen, sie legte sachgerecht stramme Verbände an, verordnete Hero bei Verstopfung ein Klistier. Die große Attraktion, wenn wir dann den kleinen orangefarbenen Ball mit dem Schlauch aus porösem Gummi fanden. In der Küche, wo er nach dem Auskochen zum Trocknen lag und wir unsere Spielchen mit ihm treiben konnten. Wer den Ball als Erster hatte, konnte den anderen damit Luft ins Gesicht blasen. Richtig scheußlich riechende Luft. Oder ins Ohr. Oder wir machten Wettbewerbe, dabei durften wir uns aber nicht erwischen lassen. Wer es schaffte, ein Glas Apfelsaft auf einmal in den Ball hineinzusaugen, hatte gewonnen. Wer es nicht schaffte, musste den Saft trinken. Auch den, der schon im Klistier war.

Jetzt will jeder der Retter sein. Walter hat wohl nicht richtig hingehört und empfiehlt einen Spezialisten für Prostatakrebs. Martha und Johannes sind für Operation und Chemo. Was auch für Agnes die Lösung zu sein scheint. Tina schwört auf Ayurveda.

Ich bin draußen. Ich weiß nicht, was zu tun ist. Und sitze hier allein. Habe ich selbst so gewollt. Tausche auf keinen Fall meinen Sprachkurs in Ligurien mit dem Familienfest auf Mallorca.

Trotzdem hätte ich gerne jemanden an meiner Seite. Meine beiden Freundinnen wären eine Möglichkeit. Wir haben früher oft gemeinsame Touren mit den Rädern gemacht. Aber Mena konnte jetzt nicht Urlaub nehmen, muss also arbeiten, und Conny hat seit zwei Jahren einen Mann und seit einem halben Jahr ein kleines Kind, kommt für so was also nicht mehr infrage.

Laue Abendluft ist nichts fürs Alleinsein. Und der mandelsüße Geruch von Oleander erst recht nicht. Zumal, wenn überall Leben ist, die Leute paarweise oder als Familien gebündelt an der Mole entlangspazieren, manchmal schert ein Kind, mit dem Dreirad fahrend oder rennend, kurz aus, um gleich wieder eingefangen, nein, aufgefangen zu werden. Keiner ist allein unterwegs, auch Jugendliche haben sich in Gruppen zusammengeknäuel, sitzen herum, lachen, und die ersten Fledermäuse streifen über den tiefblauen Himmel. Coelinblau. Die Cafés und Bars haben Hochbetrieb, wirken wie vorne abgeschnittene Bienenkörbe. Die alten, die noch Körbe waren.

Wolf würde hier nicht passen. Der »böse Wolf«, wie Klara ihn seit unserer Trennung nennt. Sie hat ihn gemocht, meinen Freund und Fast-Ehemann. Na ja, das haben wir uns erspart.

Seine Sache wäre das hier nicht, das Herumsitzen, Beobachten, er muss sich immer bewegen, seine Leidenschaft ist Sport. Extremsport als Herausforderung. Hafenbars in Touristenorten konnten ihm schon immer gestohlen bleiben. Das hier würde er Kitsch nennen. War schon richtig, sich zu trennen, und es war höchste Zeit. Über kurz oder lang wäre ich auch in einem Gleitschirm gelandet. Oder mit dem Fahrrad über die Alpen gekeucht. Immer ihm nach.

Beruflich war es erst einmal passend. Zwei Ethnologen, ein Traumpaar. Dann habe ich abgebrochen. Hätte nicht mehr viel gefehlt, nur zwei Semester, aber es hat mich so angewidert. Im Leben und der Geschichte von anderen herumzupopeln und herumzudeuteln. Und die erfahren nichts von uns. Rein gar nichts. Einbahnstraße, das Ganze, die können nicht so mal nebenbei eine Studienreise nach Bayern oder Mecklenburg-Vorpommern machen und gucken, was die Eingeborenen da so treiben, welche Bräuche und Riten und Gesänge. Wolf hat das nie etwas ausgemacht. Er hat inzwischen eine Dozentenstelle und denkt, er sei sehr wichtig. Für die Völkerverständigung. Genau. Mittlerweile setzen sie Ethnologen zu militärischen Zwecken in Kriegsgebieten ein. Damit die Angreifer besser wissen, wie man mit dem Feind umgeht. Der Ethnologe als Spion. Er kennt sich ja aus. Soll er dieses Wissen doch weitergeben und sich endlich mal nützlich machen. Nur gibt es da

einen Wertekodex der Ethnologen, sie dürfen den Untersuchten auf keinen Fall schaden. Und außerdem müssten die informiert werden und einwilligen, dass sie Teil eines Forschungsprojektes sind. Aber das ist natürlich alter Käse und ohnehin nicht durchführbar. Im Krieg erst recht nicht.

Ich habe mich zur Landschaftsarchitektur gerettet. Noch mal Studium, diesmal Fachhochschule, kleiner sozialer Abstieg, der Wolf aber gefallen hat. Hat ihn etwas erhöht. Und ich war auf einmal sesshaft und im Hafen, wenn er zurückkam von irgendwo auf der Welt. Einer Feldforschung in Zentralafrika, seinem Spezialgebiet. Sonst wäre die Wohnung vielleicht leer gewesen. Und ich bei den Torre Strait Islanders, Queensland, Australien, zum Beispiel.

Seit zwei Jahren bin ich bei Horst, in einem Planungsbüro mit Schwerpunkt Begrünung von Neubaugebieten. Mein Radius ist klein und überschaubar. Täglich Neuburg–Bernstadt und zurück. Seit ein paar Monaten mit einem Afrikaner im Zug. In meinem Abteil, um genauer zu sein. Einem, den ich gern hier hätte. Einem, der sich noch wie ein Phantom auflösen kann. Die Fäden, die uns verbinden, sind so dünn wie Kinderhaar.

Wie Hero meinen Beruf findet, weiß ich nicht. Er hat sich nie geäußert, auch nicht zur Ethnologie. Obwohl ihm das sicher irgendwie gefallen hat, als Historiker, der er in seinen Träumen immer noch ist. Eine Tochter zu haben, die auch so was studierte. Nicht Lehramt wie Martha, sondern etwas Intellektuelles, mit Möglichkeit zur Promotion. Nur schade, dass es nicht Johannes war. Ein Sohn als Akademiker wäre noch besser gewesen, mit Dokortitel am besten. Walter war nicht infrage gekommen. Willig, fleißig, aber mit Müh und Not nur die mittlere Reife geschafft. Daher war Johannes, der begnadete jüngere Sohn, der große Hoffnungsträger. Und dann der große Versager.

Schade, dass keine meiner Freundinnen jetzt hier sein kann. Viele im Kurs sind zu zweit. Mit Mena wäre es sicher schön. Wir würden viel lachen. Hätte nur den Nachteil, dass wir in der freien Zeit zu viel deutsch sprechen würden. Jetzt denke ich nur auf Deutsch. In meinem Kopf ist es laut, vieles brodeln und schreit nach Klärung.

Manchmal, so wie heute, gehe ich abends noch alleine los, *faccio un giretto*. Eine kleine Runde und dann in eine Bar. Wo viele Touristen sind, kann man das auch als Frau alleine.

Vielleicht ziehe ich hierher. Wenn Italien mal Forschungsgebiet für Ethnologen werden sollte, sattle ich wieder um. Dann werde ich die Gesänge der Fischer in verschiedenen Regionen untersuchen. Gestern Abend zog hier eine Gruppe älterer Frauen und Männer durch die Straßen und sang. Von einem ausgemergelten Mann mit Gitarre und einem korpulenten Akkordeonisten begleitet. Zum Weinen schön. Alle blieben stehen, die Alten kamen aus ihren Häusern, auch die, die kaum noch laufen konnten, und hörten mit leuchtenden Augen zu. Traditionelle Lieder im Dialekt, erklärte mir eine stark geschminkte Frau, offensichtlich von hier, und sang begeistert mit.

Ich hätte beinahe die Verabredung mit meinem Kurs vergessen. Wir wollten gemeinsam ins Kino. Mit Giuseppina, unserer Lehrerin. Die Teilnehmer sind überwiegend nett. Irgendwie diskret und unkompliziert. Im letzten Volkshochschulkurs in Neuburg war eine derart neurotische Frau, dass mir allein bei dem Gedanken, so jemand könnte am selben Ort wie ich Urlaub machen, die Haare zu Berge stehen. Diese Zicke warf nach den ersten Stunden der Gruppe vor, sie auszuschließen, sie nie zu Wort kommen zu lassen und sich über ihre Aussprache lustig zu machen. Dabei wurde sie von einem Weinkrampf geschüttelt, der jeder Soap-Schauspielerin Ehre gemacht hätte. Wir anderen, bis auf einen Mann nur Frauen, die wir uns – abgesehen von dem Paar mit dem besagten Mann – untereinander gar nicht näher kannten, waren peinlich berührt, konnten dazu nichts sagen und warteten, dass der Kursleiter eingriff. Das tat er, bat sie nach der Stunde zu sich und fragte sie in den folgenden Wochen auffallend oft um ihre Meinung. Und sie unterhielt sich voller Hingabe ausschließlich mit ihm. Wir anderen waren Luft.

Mit so einer in der Gruppe wäre der Urlaub hier die Hölle. Sicher wäre sie auch allein angereist und würde zwangsläufig an mir kleben.

Wenn man niemanden hat, wie ich gerade, ist ein Kurs hilfreich. Als Legitimation, hier zu sein, als Hintergrund, als Stütze, um nicht alleine dazustehen. Vor allem im Süden ist das wichtig. Und im Som-

mer, wenn alles draußen stattfindet und die Sonne Einsamkeit gnadenlos, ja nahezu gehässig bescheint. Dann brennen die Blicke der anderen wie Nesseln auf der nackten Haut. Dieser anderen, die alle paarweise oder in Gruppen unterwegs sind und *eine* isolieren, ihr das Gefühl geben, die einzige Verlassene zu sein, indem sie mit den Augen messerscharf die Konturen dieses alleingestellten Wesens nachziehen. Dabei die Mundwinkel erstaunt bis verächtlich kräuseln. Vielleicht haben sie sogar Mitleid. Aber das würde es nur noch schlimmer machen.

Vielleicht gibt es ein ungeschriebenes, aber weltweit geltendes Gesetz, das es Frauen verbietet, alleine Urlaub zu machen. Außer sie wären bereit, sich auf den Markt zu werfen, mit irgendeinem sich einzulassen, eine, sei es auch noch so aussichtslose, womöglich demütigende Verbindung einzugehen.

Einsamkeit kann zum Himmel stinken, natürlich auch bei Männern. Und ich meide Menschen mit diesem Geruch. Vielleicht auch ein Grund, warum ich mich bei Klara nicht mehr wohlfühle. Sie riecht genau so, dass mich das verpflichtet, mich um sie zu kümmern. Es fesselt mich an sie. Als ob ich für ihre Einsamkeit und ihren Geruch verantwortlich wäre. Ich bin eine andere Generation, ich kann ihr in dem Punkt doch nur etwas vormachen. Außerdem habe ich seit einiger Zeit Angst, selbst nach Einsamkeit zu riechen.

Ich tarne mich mit meinem Notizbuch hier am Tisch. Bin beschäftigt. Wenn der Ober vorbeikommt, bestelle ich abwechselnd Mineralwasser und Gingerino. Ab und zu fragt jemand, ob er einen der freien Stühle von meinem Tisch nehmen könne, und dann manchmal, wo ich herkomme und ob es mir gefällt und ich: »Ja, ich besuche einen Sprachkurs ... nein, nicht allein, mit einer Gruppe, eigentlich keine Touristin in dem Sinn ...« Dann Komplimente. *Incredibile, Lei parla così bene ...*

Ich nehme zum Abschluss noch ein Glas Rotwein. Später werde ich an der Mole vorbei zum Strand hinunterlaufen und dann am Meer entlang ...

Allein.



Der erste Lichtschimmer fingert durch die Ritzen der Jalousien. Lockt. Es ist noch sehr früh am Morgen. Hero wacht auf und fühlt sich wesentlich besser. Er steht leise auf. Um zu vermeiden, dass er Agnes, die noch schläft, weckt, nimmt er seine Wäsche mit ins Bad, zieht sich an und macht sich auf den Weg. Er will die Gegend erkunden und vielleicht zum Meer hinunter.

Vor dem Haus atmet er tief durch. Pinienluft. Auf der Terrasse ist noch niemand. Frisches helles Blau. Er freut sich.

Tags zuvor hat er noch vage mitbekommen, dass das Hotel etwas außerhalb liegt, auf einem Hügel. Und dass die grölenden Touristengruppen, die mit ihnen gereist waren, gleich nach dem Flughafen in eine andere Richtung abgebogen waren. Cleos Vater hatte die ganze Sippe mit dem Bus zu seinem Hotel in diese relativ ruhige Gegend gebracht. Merkwürdige Familie. Mutter gibt es wohl nicht. Und der Vater, Amerikaner, besitzt oder führt, das war Cleos Rede nicht genau zu entnehmen, hier diese kleine Pension. Was Cleo als Grund angegeben hatte, ausgerechnet hier zu heiraten.

Hero sieht sich um, geht dann zielstrebig am Parkplatz vorbei und folgt der schmalen steinigen Straße. Kein Asphalt, ein trockener sandiger Weg zwischen Steineichen und Pinien. Offensichtlich waren sie gestern hier heraufgekommen. Beim Anblick des leuchtend blauen Meeres hinter den Bäumen in der Tiefe fühlt er sich frisch und voller – ja, voller Kraft und Abenteuerlust. Die Römer sollen schon hier gewesen sein, denkt er, sie haben Olivenbäume mitgebracht. Er sieht weiter unten mehrere Haine.

Erinnerungen an frühere Reisen mit der Familie in den Süden steigen in ihm auf. Sie waren immer sehr früh aufgebrochen, schon lange vor Tagesanbruch unterwegs, um Hauptverkehr und Hitze zu vermeiden. Aber trotzdem dehnten sich die Autofahrten immer ins Unendliche. Oft tagelang. Er hat auf einmal wieder die quengeligen Fragen der Kinder im Ohr – »wann kommen wir an, wann sind wir endlich da?« – schon wenige Minuten nach der Abfahrt. Irgendwann

hatte er dann jedes Mal die Nerven verloren und gebrüllt: »Wir fahren eine ganze Woche, und ich will jetzt kein Wort mehr hören! Wer sich nicht daran hält, den setz ich im nächsten Wald aus.«

Hero lächelt bei der Erinnerung an das empörte Gesicht von Agnes. Aber sie hat nie gewagt zu widersprechen, schließlich war er der Fahrer, er bestimmte.

Er setzte die Zeiten für Pausen fest, zum Essen und Pinkeln, und er wählte die Orte. Nur Nele erzwang immer wieder einen schnellen Halt, manchmal mit Vollbremsung. Sie konnte so unvermittelt anfangen zu brechen. Lediglich kleine Schweißperlen auf der Oberlippe als Vorboten. Er, als Fahrer, sah das natürlich nicht oder zu spät. Trotz Reisezäpfchen und Tabletten, und obwohl sie kaum etwas zu sich nahm, schleuderte sie ungeheure Mengen säuerlich riechender Flüssigkeit aus ihrem winzigen Körper in den Wagen. Immer wieder ertönte der aufgeregte Schrei: »Papa, halt an, der Nele ist schlecht!« Da musste er sofort reagieren. Zumal sie es einmal geschafft hatte, ihre Eruption direkt in seinen Hemdkragen zu lancieren.

Hero greift sich in den Nacken und schüttelt sich, während er kleine Steine über die harte Erde kickt. Baumwurzeln, die quer über den Weg laufen, wirken als Katapulte und lassen die Steinchen in hohem Bogen durch die Luft fliegen.

Und Agnes, die auf den serpentinreichen Küstenstraßen bei jeder Kurve geräuschvoll die Luft zwischen die Zähne sog, um ihn und die Kinder auf den in der Tiefe lauenden Tod aufmerksam zu machen. Die Fahrt wurde dadurch spannend und blieb es auch später, wenn Agnes vor Freunden und Nachbarn in ihren Schilderungen darauf bestand, dass sie auf dem Beifahrersitz ja als Einzige das rechte Vorderrad des Wagens in der Luft gesehen hätte. Über dem Abgrund.

Sie hatten viel gestritten in jedem Urlaub, oft aus nichtigem Anlass. Er hatte es auf das Reizklima geschoben. Agnes auf ihre Erschöpfung und die primitiven Verhältnisse. Und trotzdem, in seiner Erinnerung leuchtet, ungetrübt durch die kleinen grauen Schlieren des Unmuts der anderen Familienmitglieder, die erfrischende Schönheit der Sommer am Meer.

Hero bleibt stehen, hebt die Arme in die Luft, atmet tief und verschränkt die Hände hinter dem Kopf. Er drückt die Schultern nach hinten, den Brustkorb heraus – und findet sich sehr gesund. Mit schlenkernden Armen geht er weiter. Ein schlaksiger älterer Mann, der aus der Ferne noch jugenhaft wirkt.

Dann, als die Kinder anfangen, in den Ferien eigene Wege zu gehen, begann Agnes zu streiken. Sie bevorzugte kühles Bergklima, wollte in den Wald – und sie wollte Komfort, ein Hotel, am besten mit Vollpension. Für ihn ein Albtraum. Einmal hatte er nachgegeben. Nach dem Tod ihrer Mutter war er mit ihr in den Schwarzwald gefahren, in eine Art Kurhotel. Und war sich schlagartig sehr alt vorgekommen. Entgegen seiner Laune und seiner Überzeugung, dass es sehr gesund ist, seinem Ärger möglichst umgehend Luft zu machen, hatte er sich jede Kritik verkniffen, vielleicht auch aus Pietät seiner Schwiegermutter und aus Rücksicht Agnes gegenüber, die ihre Mutter fast zwei Jahre lang alleine gepflegt hatte und entsprechend erschöpft war.

Daher bedauert er es nicht, dass sie es die letzten Jahre so eingerichtet hat, dass sie im Sommer unabhkömmlich ist. Ihre tausend kleinen Beschäftigungen und Ämter halten sie fest.

So war er lange nicht mehr am Meer gewesen. So lange, dass er jetzt erst begreift, dass dieser Hochzeitsort ein Geschenk ist. Für ihn. Wieder bleibt er stehen.

Vor ihm zweigt von der Straße, die nach einer Kurve leicht bergauf geht, ein schmaler Fußpfad ab, der sich in Serpentinaen zu der noch menschenleeren Bucht hinunterwindet. Hero folgt dem Pfad mit den Augen, dem oberen Teil. Weiter unten wird das Gebüsch dichter, verdeckt den Weg, nur vereinzelte Felsbrocken ragen heraus. Sein Blick schweift weiter, die Aussicht überwältigt ihn, das Meer ist unendlich und fließt direkt in den Himmel. Ihm ist danach zu beten. Diese Weite und Größe und er mit seiner Krankheit, ja, da ist sie wieder, er ist so klein.

Langsam steigt er den Pfad hinunter. Es kann noch lange dauern. Sehr lange. Wäre es nicht eine Möglichkeit, am Meer zu warten, bis es so weit ist? Eine Scheibe Leben von besonderer Qualität. Vielleicht wird er ja doch noch ein richtig alter Mann.

Oder ist man nie richtig? Manchmal hat er den Verdacht, dass er, je länger er lebt, umso mehr am Leben hängt. Agnes will nur wegen der Kinder und Enkel nicht sterben, sagt sie. Und weil sie Angst hat, dass er alleine nicht zurechtkäme. Aber Agnes wird nicht vor ihm sterben.

Sie glaubt an Gott, und das hilft. Er glaubt auch an Gott, aber das macht es für ihn schwieriger. Vielleicht weil er erst so spät angefangen hat. Weil vorher die Kirche als Barriere im Weg war, als unüberwindbare Trennwand zwischen ihm und Gott. Er konnte ihn so viele Jahre nicht erreichen. Und jetzt fürchtet er die Abrechnung.

Hero ist alt genug, er ist gebildet, er weiß, dass zu allen Zeiten Menschen versucht haben, diesen Gott freundlich zu stimmen. Durch Tieropfer, Menschenopfer, Ablass, Geld – und durch die Beichte: *Ich rede mit dir, bekenne deinem Vertreter in diesem muffigen Kabuff, dass ich ein Schwein bin, und du bist mir wieder gut.* Genau das kann Hero nicht glauben. Und doch wünscht er sich Erlösung. Er hat etwas auf dem Kerbholz.

Er stolpert, Stein oder Wurzel, er hat es nicht gesehen, kann sich aber fangen und fällt nicht. Er beschließt, eine kurze Pause einzulegen, nur wenige Meter weiter auf einem über das Gebüsch ragenden Felsbrocken. Oben eine Handbreit große Fläche zum Sitzen.

Er ist Unternehmer, Kaufmann, und wohlhabend. Und eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr als ein Reicher ... Das kennt er, seit er Kind ist. Stimmt, als Heiliger kann man keine Geschäfte machen. Gewinn wird einem nicht geschenkt. Den muss man sich nehmen. Aber jetzt, in der Zeit der Großkonzerne und Global Player ist er mit seinem kleinen Unternehmen doch eine soziale Einrichtung, ja, man könnte ihn als gemeinnützig betrachten. Für Frau Klaus, Herrn Linder und die anderen, achtundzwanzig insgesamt, bietet er seit Jahren sichere Arbeitsplätze. Und für Walter ein gut eingeführtes Traditionsunternehmen. Später wird es sein Besitz. Vielleicht nicht so viel später.

Aber da ist noch etwas. Hero rutscht hin und her, findet keine angenehme Position. Die kleine Fläche, auf der er sitzt, ist abschüssig, und seine Füße suchen vergeblich eine Kante, um sich abzustützen.

Er hat Josephas Vertrauen missbraucht. Hat den größten Teil ihres ersparten Kapitals verspekuliert. Sie war eine erfolgreiche Geschäftsfrau gewesen und hatte rechtzeitig verkauft. Sich und Klara, ihrer Tochter und treuen Mitarbeiterin, einen angenehmen Lebensabend gesichert. Und dann kommt er mit seinen Ideen. Kann Gott ihm das übel nehmen? Es hätte für die Kinder sein sollen. Die anderen, denen er auch etwas hinterlassen will. Die Firma kann man ja nicht teilen. Und er hat einfach Pech gehabt. Hat diesen Kardinalfehler begangen und auf seinen Prokuristen gehört. Auf Herrn Linder mit seinem Geheimtipp. Garantiertes Geschäft. Und er war so dumm.

Sicher wird man im Jenseits nicht nach seinen unternehmerischen Fähigkeiten beurteilt. Aber nach seinem Rückgrat. Und er hat sich gedrückt. Hat nicht mit Josepha geredet. Hat nicht gelogen, aber verheimlicht. War leicht, weil sie schon lange vor ihrem Tod nicht mehr da war. Innerlich umgezogen, in eine Welt, in die ihr niemand folgen konnte. Jetzt wartet Klara, die es ihm so schwer macht, die Arglose, die Gutmütige und Korrekte. Ihr wird er sich erklären müssen. Seinen Offenbarungseid leisten.

Hero lässt sich vom Felsen gleiten, klopft die Hose ab und folgt weiter dem schmalen Pfad nach unten. Wie still es ist. Insekten sind schon unterwegs, aber die von der geräuschlosen Sorte. Nicht diese zirpenden, sägenden und schnarrenden von gestern. Er genießt es, als Einziger hier zu sein. Das niedrige strauchartige Gestrüpp beginnt würzig und intensiv zu riechen. Es erinnert ihn an Macchia auf Sardinien, wo er mehrere Sommer mit der Familie verbracht hat. Vielleicht ist das hier das Gleiche, aber es ist auch Rosmarin und Thymian dabei.

Rosmarin, der Geruch seines Vaters. Wäre nicht schlecht, den alten Herrn jetzt hier zu haben. Jetzt, wo er Zeit hat. Einen, der auch mal alt war und ihn verstehen würde. Und der ihm sagen könnte, so ganz in Ruhe, wo es langgeht, wenn es so weit ist.

Aber sein Vater ist tot, schon seit Jahren. Und er ist hier mit seiner Unsicherheit und Angst allein. Keiner von diesen jungen Menschen kann sich vorstellen, wie Hero als Kind und als Jugendlicher und als junger Mann gewesen ist. Sie denken, wenn sie überhaupt denken,

dass er schon immer alt und spießig und autoritär und unnahbar gewesen ist. Aber das stimmt einfach nicht.

Er hat von seinem Vater ähnlich gedacht. Erst als der im Krankenhaus lag, die letzten Wochen, halbseitig gelähmt, hatte er sich Zeit genommen und war noch oft bei ihm gewesen. Um ihm die Beine mit Rosmarinsalbe einzureiben. Und um zu reden. Doch der Vater hatte Mühe damit. Für vieles war es schon zu spät. Das Naheliegende war auf einmal wichtig. Die richtige Zimmertemperatur. Das Licht. Die Blickrichtung. Zum Fenster, voller Sehnsucht, als ob er dort hinauswollte, vielleicht fliegen. Zur Tür, als sähe er dort die Schwester mit dem Schmerzmittel, als könne er sie herbeiholen mit seinen Augen, wenn er nur lange genug hinsähe. An die Decke, resigniert, ergeben. Und nur einmal, ganz am Schluss, direkt in sein Gesicht, in seine Augen. Der Blick für immer.

Hero war allein im Zimmer gewesen und hatte geweint.

Die Mutter war schon tot, lange vorher gestorben. Und er hätte den Vater gern gefragt, warum sie, ausgerechnet sie, die immer so kalt war, seine Mutter geworden war. Warum nicht Rosalie, die »Jugendliebe«, die nach dem Tod der Mutter immer wieder auftauchte. Aber das war keine Frage, die ein Sohn stellt. Nicht einem sterbenden Vater.

Beim Tod der Mutter hatte er keine Fragen gestellt. Agnes hatte gerade Martha bekommen, das Leben erschien unverwundbar und schön. Und die Mutter war ihm nie nah gewesen. Streng und fremd. Vielleicht kein Zufall, dass sie erfroren war. An einem ungewöhnlich kalten Tag, um die zwanzig Grad minus, war sie mit einer Freundin beim Schlittschuhlaufen auf einem Waldsee gewesen. Sie stürzte, verletzte sich am Kopf und blieb bewusstlos liegen. Die Freundin, zu schwach, sie vom Eis zu ziehen, fuhr sofort los, um Hilfe zu holen. Aber als die kam, hatte die Kälte schon einen Eismantel über die liegende Frau geworfen und mit klirrenden Fingern ihr Herz erfasst.

Jetzt, so viele Jahre später, fröstelt Hero, obwohl die morgendliche Junisonne über Mallorca die kommende Mittagshitze schon erahnen lässt. Er überlegt umzukehren und lässt noch einmal seinen Blick über diese südliche und doch gleichzeitig raue Landschaft schweifen. Da dringen aus der Ferne Stimmen an sein Ohr. Er dreht sich suchend

um und sieht im Gegenlicht oben an der Stelle, wo der Fußpfad von der Straße abzweigt, schwarze, winkende Gestalten. Sie sind es, die so einen Lärm verursachen. Wie in einem Indianerfilm, wenn die Apachen auftauchen, denkt er, verstimmt, weil die Stille des Morgens nun zerstört ist.

Die Gestalten wollen etwas von ihm, das wird immer deutlicher. Sie gestikulieren und rufen. Hero versteht seinen Namen. Und wie sie – um Himmels willen, denkt er – fast direkt, die Kurven schneidend, Steine lostretend wie eine Horde wild gewordener Ziegen, näher kommen, da sieht er entsetzt, dass es seine eigene Familie ist. So außer Rand und Band. Allen voran Martha, ihr Mann Andreas und Tina. Walter dicht dahinter mit seiner Frau Teresa und den Söhnen Robin und Stefan. Agnes, von Johannes gestützt, zum Schluss. Die mit der Krücke winkende Gestalt oben an der Straße vor gleißend hellem Hintergrund, ist wohl Jens, Tinas Mann. Eine schwarze Silhouette.

»Hero, da bist du ja! Hast du uns einen Schrecken eingejagt!«, keucht Martha.

Agnes hat alle geweckt, als sie sich das leere Bett von Hero nicht erklären konnte, der auch nicht im Bad war und nicht beim Frühstück und tags zuvor doch so schwach.

Hero schaut erstaunt von einem zum anderen, streicht sich mit der Hand über die Bartstoppeln. Er hätte sich rasieren sollen. Bestimmt sieht er nicht gut aus. Er hört die Stimme von Johannes herüberwehen: »Sag ich euch doch, der Alte ist nur auf einer solipsistischen Romantiktour.«

Hero wartet reglos, bis Johannes mit Agnes, die sich bei ihm untergehakt hat, gemächlich und grinsend die letzten Serpentinien heruntergestiegen ist.

»Scheint ja alles in Ordnung zu sein. Lasst uns umkehren, Cleos Vater wartet.« Das ist Walter, der praktisch Denkende. Er zieht die Schultern hoch, nimmt seine Frau am Arm und steigt den Hang wieder hoch. Die anderen folgen, einer hinter dem anderen, ohne ein Wort zu sprechen.

Hero schiebt seine Hand in die von Agnes. »Ich wollte nur, dieser frühe Morgen ...«

»Ist ja gut«, sagt Agnes, macht sich los und geht ihm voraus.

Oben an der Straße angekommen, sieht Hero nicht weit von Jens den Bus des Hotels stehen. Blitzend in der Sonne. Cleos Vater hinter dem Steuer.

»Señor, ich habe gesagt, keine Aufregung. Er wird sich finden. Auf Mallorca geht niemand verloren, aber ...«, er lacht, »... so eine liebe Familie, so große Sorge!«

»Ja, sehr reizend«, knurrt Hero und steigt ein. Agnes hinter ihm lächelt zunächst, zieht dann Augenbrauen und Schultern hoch, die Mundwinkel nach unten, wie um zu sagen, dass er eben so sei, ihr Mann, dass man ihn am besten nicht zu ernst nehmen solle. Sie folgt Hero zur hintersten Reihe, wo sie sich nebeneinander setzen. Die anderen bleiben als Gruppe vorne beim Fahrer stehen.

Erst kurz vor der Ankunft am Hotel sagt Agnes: »Wenn du gerne so früh aufstehst, können wir morgen doch alle zusammen zur Finca Real fahren und die Necropoli, diesen prähistorischen Friedhof, zusammen anschauen, er ist einzigartig im ganzen Mittelmeerraum ...«

Hero hört nicht hin. Er schweigt, weil er nicht weiß, wie er ihr erklären soll, dass die Betonung für ihn nicht auf früh, sondern auf allein liegt. Er will sie nicht verletzen. Ja, es stimmt, er hat sich diese große Familie gewünscht, hat immer darunter gelitten, selbst Einzelkind zu sein, hat Agnes um das Netz ihrer Geschwister beneidet. Aber jetzt hat er Angst, nie mehr zur Ruhe zu kommen, sich auf immer mit diesen oberflächlichen Menschen und ihren Problemen befassen zu müssen.

Ja, er hat die Verantwortung für diesen ganzen Haufen, aber es wird ihm jetzt zu viel. Schon vor der Abreise hierher. Erst der Motorradunfall von Jens, nicht selbst verschuldet, aber was hilft das, Lebensgefahr, ein zerschmettertes Bein. Tina hatte ihn gebeten, seinen Freund Roland, den Chefarzt an der Unfallklinik, einzuschalten. Sie hatte panische Angst, dass ihr Mann durch die nötig gewordene Bluttransfusion Hepatitis oder Aids bekommen könnte, und hatte fast stündlich in der Firma angerufen. Und jetzt, wo Jens wieder so weit hergestellt ist, gibt es kein wichtigeres Thema als das neue



Motorrad und welche Farbe der dazugehörige Anzug. Dann Martha und Andreas, die wohl nicht mehr miteinander auskommen und von ihm Unmögliches erwarten.

Und zu guter Letzt diese Hochzeit hier, die endlosen Diskussionen mit Agnes und Cleo. Der Brautvater zahlt, aber eben nicht alles. Und Cleo hatte noch so viele Wünsche, in seinen Augen oberflächlicher Krimskrams, weißer Cadillac für den Weg zur Kirche, Seidenkleider für die Brautjungfern und für die Einladungen feinstes Büttchen. Johannes hatte immer Arbeit vorgetäuscht, um sich zu drücken, auch weil er wusste, dass er mit Hero aneinandergeraten würde. All dieses Brimborium und Drumherum. Aber Cleo hat etwas Entwaffnendes, sie umarmt ihn immer auf so eine besondere Weise, reibt lachend ihre rosigen, samtweichen Wangen mit den Grübchen an seinen, auch wenn er nicht rasiert ist und sicher kratzt. Ihr kann er nicht so einfach etwas abschlagen. Zumal sie jetzt hochschwanger ist. Aber wenn er all das hinter sich gebracht hat, das schwört er sich, wird er sich zurückziehen und seine Ruhe verteidigen.

Und ihm in seiner Lage einen Friedhof zur Besichtigung anzubieten, empfindet er als ausgesprochen geschmacklos. Auch wenn es ein prähistorischer sein soll. Und auch wenn Agnes es sicher nicht so meint.

Auf der Hotelterrasse warten Cleo, Marthas Tochter Annabelle und die Kinder. Als der Bus in einer riesigen Staubwolke in Sicht kommt, brechen die Kinder in Freudengebrüll aus und rennen ihm entgegen. Verwandte und Freunde von Cleos Seite, die beim Frühstück sitzen, beobachten von ihren Tischen aus interessiert die Ankunft.

Tina steigt als erste aus, und während sie noch einen Arm nach hinten streckt, um Jens mit seinem bandagierten Bein beim Aussteigen zu helfen, verkündet sie: »Alles in Ordnung, Patient gefunden, Tag gerettet!«

Hero könnte sie erschießen.

Was habe ich da erzogen, fragt er sich zum wiederholten Mal. Und wo bin ich da hineingeraten. Ich war doch immer ein freier Mann.

## HERO, EIN VATER, DER VERSAGT HAT.

Fünf erwachsene Kinder, die keinerlei Gefühl der Zusammengehörigkeit verbindet. Und ein Hochzeitsfest auf Mallorca, bei dem Nele, die zweite Tochter, fehlt. Doch als Hero an Krebs erkrankt, ist es genau diese eine, die sieht, was zu tun ist ...

Das King Lear-Thema von Shakespeare, übertragen in unsere Zeit – ein warmherziger Roman über Familie und Freundschaft, über Einsamkeit, Liebe und Tod.

[www.arsvivendi.com](http://www.arsvivendi.com)

